

KEIM ZELLE

Transformative Praxen einer
anderen Stadtgesellschaft

Theoretische und
künstlerische Zugänge

Anke Haarmann & Harald Lemke (Hg.)

[transcript]

Aus:

Anke Haarmann, Harald Lemke (Hg.)

Die Keimzelle

Transformative Praxen einer anderen Stadtgesellschaft.
Theoretische und künstlerische Zugänge

2021, 224 S., Klappbroschur, durchgängig zweifarbig

25,00 € (DE), 978-3-8376-5550-6

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5550-0

Gemeinsam gärtnern und Kunst leben als utopisches Labor einer gerechten und ökologischen Stadtgesellschaft – das war die Devise des Nachbarschaftsgartens »Keimzelle« (2011-2019) in Hamburg. Die Beiträger*innen des Bandes liefern eine theoretisch fundierte wie literarisch-künstlerische Auseinandersetzung mit dem Potenzial von urbanen Räumen des Selbermachens.

Begleitet von einer sachkundigen Diskursgemeinschaft wird das Gärtnern zum Modell einer transformativen Kraft, in der Fragen des Guten Lebens greifbar werden. Und im Zusammenspiel von kritischer Wissenschaft und politischer Initiative werden die Möglichkeiten einer alternativen Stadtentwicklung deutlich. Eine Pflichtlektüre nicht nur für Commoner*innen, Konvivialist*innen und Gärtner*innen!

Anke Haarmann, promovierte Philosophin und Konzeptkünstlerin, ist Professorin für Designtheorie und Designforschung im Department Design der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, wo sie auch das »Zentrum für Designforschung« gegründet hat und leitet. Sie arbeitet zu öffentlichem Raum, Art in the Public Interest, Künstlerischer Forschung, Ästhetik und Social Design.

Harald Lemke (Dr. habil.), geb. 1965, freischaffender Philosoph, ist Direktor des Internationalen Forums Gastrosophie und Autor zahlreicher Bücher zu Politik, Ethik, Ästhetik und Anthropologie. Er lehrt an der Universität Salzburg und der Slow Food Universität in Pollenzo und hatte Gastprofessuren an der Kyoto Universität sowie der East China Normal University Shanghai inne. Er ist Fellow der Studienstiftung des Deutschen Volkes, der deutschen Bundesumweltstiftung und der Alexander von Humboldt-Stiftung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Ethik, Politik, Ästhetik, Alltagskultur sowie eine kritische Theorie des guten Lebens.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5550-6

© 2021 transcript Verlag, Bielefeld

INHALTSVERZEICHNIS

- 9 **Anke Haarmann & Harald Lemke**
Vorab
- 15 **Anfangen. Il faut cultiver notre jardin**
- 37 **Bjørn Inge Melås**
Ökologien des Urbanen Gärtnerns
- 51 **Ella von der Haide**
Über die Keimzelle während es regnet
- 65 **Severin Halder**
Die Gärten der Städte zwischen Utopie,
Vereinnahmung und Auflösungserscheinungen
- 83 **Anna-Lena Wenzel**
Die Keimzelle als Intervention: Raum besetzen,
ihn sich aneignen, seine Logik verändern
- 97 **Tanja Busse**
Ein Garten für jedes Haus und
ein Bauernhof für jede Schule
- 105 **Michael Ziehl**
Koproduktion Urbaner Resilienz als Teil
einer zukunftsfähigen Stadtentwicklung
- 123 **Anke Haarmann & Harald Lemke**
Nachdenken. Il faut cultiver notre jardin
- 141 **Gesa Ziemer**
Performing urban citizenship. Komplizenschaft
als soziale Praxis von Kollektivbildung
- 155 **Hanno Rauterberg**
Das gute Leben ist urban. Wie die Digitalmoderne
unsere Städte verändert
- 171 **Marco Clausen**
Zwischen Ruderalvegetation und
Investmentfonds
- 189 **Christa Müller**
Wie künstlerische Raumeignungen »mit Gemüse«
den Wert des öffentlichen Raums aufzeigen
- 203 **Anke Haarmann & Harald Lemke**
Weitermachen. Il faut cultiver notre jardin

KEIMZELLE







Vorab

Es war einmal ein kleiner Garten, die Keimzelle. Sie verband Kunst, Politik und Gemüse in Praxis und Theorie. Obwohl dieser Garten nicht groß war, war er doch großartig und erlangte noch zu Lebzeiten ein wenig Berühmtheit. Über seine zeithistorische Größe wurde gesprochen und geschrieben. In der Keimzelle wurde gekocht, rumgelungert, gelesen und gelernt. Gelegentlich wurden zwischen den Topinamburblüten Reden gehalten. Käfer und überhaupt allerlei Insekten und Kleinstlebewesen, die dort vorher nicht waren, kamen und blieben oder verschwanden wieder. Hokkaido-Kürbisse und buntscheckige Feuerbohnen gediehen und auch sie verschwanden wieder. Eine Zeit lang sorgte ein zusammengebastelter Stadtteil-Kompost für frische Erde. Sowohl aus der Nachbarschaft als auch von anderswo beteiligten sich viele am gemeinsamen Tun der Keimzelle. Einige spannten zwischen Bäumen bunte Banner für stadtpolitische Aktionen. Andere nahmen einfach ein paar Radieschen oder unreife Gurken mit. Viele säten irgendetwas aus. Manche erzählten vorbeikommenden Stadtteolführungen ihre eigene Geschichte über das, was da zu sehen oder nicht zu sehen war und über den richtigen Umgang mit Kartoffeln. Nicht wenige machten sich klar, wie ein junger Kohlrabi aussieht. Keimzelle-Aktive zimmerten aus Europaletten und zusammengesuchtem Holz die typischen Urban-Gardening-Hochbeete.

An diesem ›mittendrin gelegenen Ort‹ wucherten allerlei Fragen: Ob ein nicht eingezäuntes und allen zugängliches Allgemeingut – eine Allmende oder *Commons* wie unser Garten – respektiert wird? Was Kunst im öffentlichen Raum und im öffentlichen Interesse leisten kann? Wie Gartenkunst als Gemüseanbau geht? Und was transformative Praxen und keimzellartiges Kulturschaffen ausmacht? Und natürlich die Grundsatzfrage: Wozu, was da passiert und gelingt oder schieft, gut sein soll?

Die kleine Garteninitiative begann als ein Zusammenspiel aus künstlerischer Intervention, Urbanismus von unten und gelebter DIY-Philosophie. So kam es, dass sie von Anbeginn Kunst, Politik und Gemüse in Praxis und Theorie kultivierte. Meist aber saßen die, für die sich dort ein guter Ort auftat, einfach auf den selbstgebastelten Holzbänken herum und genossen die Gegenwart dieser etwas anderen – pflanzbaren, machbaren – Welt. Sie war das am Ölmühlenplatz der Marktstraße im Karolinentviertel von Hamburg sich territorialisierende und allseits geliebte Gewächs namens ›Keimzelle‹. Gleichzeitig hatte sich im Untergrund unsichtbar *ein Rhizom* ausgebreitet – um an einen (im buchstäblichen Sinne *radikalen*) Begriff von Gilles Deleuze und Félix Guattari anzuspielden¹ – mit Seitentrieben aus theoretischen Reflexionen und experimentellen Kulturen, mit Auswüchsen künstlerischer Forschung und partizipativer Gestaltung, mit phantastischen

¹ Gilles Deleuze/
Félix Guattari,
Rhizom, 1974.

Sprösslingen und Keimen einer anderen Stadt/Gesellschaft. Häufig wuchsen und wucherten diese verschiedenartigen Triebe und Weltzüge nebeneinander her; manchmal scheiternd (wie bei den großartigen Plänen, einen kommunalen Brunnen zu bohren oder gleich gegenüber in der ehemaligen Rindermarkthalle, wo sich inzwischen ein phantasieloses Einkaufszentrum breitgemacht hat, mit dem ›GrünAreal‹ einen innerstädtischen Bauernhof und Gemüsegarten für alle entstehen zu lassen²), manchmal verärgert und Widerstand leistend (wie im Falle der ›Hildegarten‹-PR-Kampagne zur investorenfinanzierten Akzeptanzbeschaffung für die Feldbunker-Bebauung³), manchmal sich verbindend und befruchtend (wie die Gründung des ›Solidarischen Gemüses‹ zur stadtweiten Vernetzung der Urban-Gardening-Bewegung oder durch die ›Solidarische-Raumnahme‹-Aktion in Kollaboration mit verwandten Initiativen⁴). Bei all dem blieb die Keimzelle immer neugierig und tiefgründig, um das Zusammenspiel von Kunst, Politik und Gemüse in Praxis und Theorie entstehen, blühen und vergehen zu lassen. Die hier versammelten Texte dokumentieren nicht einfach ›die Geschichte unseres Gartens‹. Die Textsammlung dient dem rhizomartigen Weiterwuchern seiner Kräfte und Impulse mit anderen Mitteln. Wer dieses Buch in der Hand hält, bekommt es eben nicht mit Spaten, Radieschen, Regenwürmern, Keimsamen, Erdkrumen, Holzresten zu tun, sondern mit allerlei Begriffen, Bildern und Beuteln, mit kenntnisreichen Spekulationen und diskursiven Abstraktionen über keimzellartige Praxen. Obwohl sich hier niemand die Hände dreckig macht, kann dieses Büchlein trotzdem als ein keimzellbildendes Gartenprojekt begriffen werden, denn es schafft einen kleinen Schriftgarten – den fruchtbaren Nährboden, um sich auf diese Art weiter auszusäen. Schon Sokrates, der bekanntlich als erster die städtische Öffentlichkeit nutzte, um über das bestmögliche menschliche Leben zu philosophieren, verstand Bücher als »Schriftgärtchen«, weil auch sie Keimbildung und Fortpflanzung ermöglichen. So kann alles Begreifen, Nachdenken, Miteinanderreden oder Mitteilen und Aneignen von Gedanken auch lohnenswerte Gartenarbeit sein. Diese Art des Gärtnerns – das Schreiben beziehungsweise das Lesen und das Denken sowie das Sprechen in Bildern – macht sogar besonders viel Spaß und ist umso erfreulicher, wenn, wie Platon notiert, »jemand Reden sät und pflanzt, die einem selbst und dem, der sie gepflanzt, zu helfen im Stande und die nicht unfruchtbar sind, sondern Samen tragen, woraus einige in diesen, andere in anderen Seelen gedeihen [...] und die den, der sie besitzt, so glücklich machen, wie einem Menschen nur möglich ist.«⁵

2 Siehe dazu die Webseiten-Einträge auf www.diekeimzelle.de: Keimzelle goes GrünAreal (2. Dezember 2012); Kein Grün an der Alten Rindermarkthalle (27. Januar 2014); Save the Date: Das Ende der Utopie kommt! (8. September 2014).

3 Gemeinsam Stellung beziehen (30. Oktober 2014); Bunker-Aufbau oder doch Alternativen? (3. Dezember 2014); Bunker ohne Aufbau (4. November 2015); Zum unfreiwilligen Witz des Bauherrn (5. November 2015); Stadtplanung ist keine Werbekampagne – Bunker-Investorenprojekt stoppen! (2. Juli 2016).

4 Solidarisches Gemüse: Erstes Vernetzungstreffen (17. Dezember 2012); Netzwerktreffen Solidarisches Gemüse (26. Februar 2013); Soli-Gemüse hat sich getroffen (2. August 2014); Und wieder grüßt das Soli-Gemüse (15. August 2014); Kooperative Tomatensuppe (29. August 2014); Solidarische Schanze (29. September 2014).

Worauf es uns aber vor allem mit diesem kleinen Schriftgarten ankommt, ist über die gärtnerische Praxis hinaus auch den diskursiven Humus und die philosophischen Grundlagen zu bereiten für ein fortgesetztes Beackern und Territorialisieren, ein Sich-Erden von Stadtpolitik, urbanem Leben und der Kunst des Gemüseanbaus. Dabei ist uns wichtig, statt »das Buch als Bild der Welt« (Deleuze/Guattari) misszuverstehen, diesen hoffentlich hilfreichen und fruchtbaren Schriftgarten auch als eine Bilderlandschaft zu begreifen und nicht nur die begriffliche, sondern auch die visuelle Reflexion der Bilderwelt sichtbar zu machen, die in den acht Jahren des Bestehens der Keimzelle gewachsen ist. Die Bilderproduktion und die Buchgestaltung sind inhaltliche Beiträge zum Ganzen. Weder die verwendeten Bilder noch die versammelten Texte liefern reine Nacherzählung und Dokumentation. Das Buch zur Keimzelle kompostiert und wiederverwertet einiges ihrer reichhaltig vorhandenen »Reste«. Es verstoffwechselt Abgebildetes in Neuzusammengesetztes. Das unübersichtliche Durcheinander von Darstellungen, worin die Keimzelle gedieh, reflektiert sich in einer Vielfalt und Vielschichtigkeit aus Fotos, Zeichnungen, Postkarten, Plakaten, Zeitungsausschnitten, Videos. Überall im Buch gruppieren sich Bildersammlungen und Collagen zwischen den Texten und zeigen ihre eigene Sicht auf die Dinge. Ebenso der Schriftkörper, auch er hat eine visuelle Dimension. Unser Buch ist von einer rhizom- oder eben keimzellartigen Textgestaltung durchzogen, die die Philosophie der Keimzelle in wild ausgesäte und auswuchernde Wurzelknöllchen, in unterirdischen und selten sichtbaren Verbindungen verbreitet.

Die zusammengesammelten Beiträge und Impulse sind wie Kraut und Rüben: Sowohl vom Umfang her als auch im Stil sehr unterschiedlich. Kulturtheoretische, stadtplanerische, soziologische, geografische, philosophische Texte sind dabei, so wie solche von Gärtner*innen, Aktivist*innen, Journalist*innen und Filmemacher*innen. Einige der Beitragenden haben in der Keimzelle Reden gehalten, andere vertreten verwandte Projekte oder Perspektiven, wieder andere beschäftigen sich schon lange mit den Dingen, die auch die Aktivitäten »unseres Gartens« betreffen: Stadtpolitik, urbane Landwirtschaft, zivilgesellschaftliche Selbstorganisation, Kunst als Commons und gelebtes Leben – und alles andere, was die Welt bewegt. Obgleich die auch vor Ort kultivierten Radieschen und die von uns eine Zeitlang gepflegten anderen Klein-Protest-Kunst-Gemüse-Gewächse inzwischen woanders gedeihen oder eingehen; die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, die Abenteuer sowie das Wesen und Unwesen

5 Platon, Phaidros, 277a. Das Gleiche denken zeitgenössische Rhizomphilosophen wie Gilles Deleuze und Félix Guattari in einer anderen Sprache und Begrifflichkeit, wenn sie schreiben: »Das Gleiche gilt für das Buch und die Welt: Ein Buch ist, entgegen einem fest verwurzelten Glauben, kein Bild der Welt. Es bildet mit der Welt ein Rhizom. Es gibt eine aparallele Evolution von Buch und Welt, wobei das Buch die Deterritorialisierung der Welt sichert, die Welt aber eine Reterritorialisierung des Buches bewirkt, das sich seinerseits selber in der Welt territorialisiert (wenn es dazu in der Lage ist).« Gilles Deleuze/Félix Guattari, Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, 1991, S.22, Anmerkung 38.

der ›Keimzelle‹ – und damit die Entscheidung, wie es mit den heterogenen Topoi, Themen und Theorien zu transformativen Praxen einer anderen Stadtgesellschaft weitergeht – liegen nun in der Hand unserer Leserschaft.

*Anke Haarmann & Harald Lemke
weitermachend, Icod de los Vinos, März 2021*

Anfangen. Il faut cultiver notre jardin

Wir hören, es sei an der Zeit, für die ganze Welt Verantwortung zu tragen. Wenn wir die nächsten tausend Jahre alles richtig machten, sei die Welt noch zu retten. Nur jetzt keine Verfehlungen mehr.
Frank Böckelmann, Wer will überleben?

Begriffe zu erschaffen heißt zumindest, etwas tun.
Gilles Deleuze/Felix Guattari, Was ist Philosophie? ¹

Welten wie Gärten

Sowohl Welten mit Gärten als auch Welten ohne Gärten sind möglich. In einer Welt mit Gärten und sogar in einer Welt als Garten sind nicht alle Gärten gleich. Ohnehin gibt es *den Garten* nicht; stattdessen kann dieser Begriff – dieser handliche »Kulturbeutel«² – sehr Unterschiedliches transportieren: Lustgarten, Schrebergarten, Kleingarten, Prachtgarten, Parkgarten, Schlossgarten, Vorgarten, Duftgarten, Obstgarten, Küchengarten, Schulgarten, Stadtgarten, Landgarten, Herrschaftsgarten, Volksgarten, Kindergarten, Kirchengarten, Friedhofsgarten, Zengarten, Lerngarten, Planungsgarten, Menschengarten, Weltgarten und andere Gartenwelten oder vor sich hin wuchernde Gartenarten.

Gleiches gilt für das »Urban Gardening«. Die seit einiger Zeit weltweit wie wild wuchernden Garteninitiativen kommen in diversen Erscheinungs- und Gartenformen vor. Deshalb haben deren »urbanes Gärtner« mitunter nichts weiter gemeinsam als den wenig sagenden Zufall, dass es irgendwie und irgendwo »in der Stadt« (urban) territorialisiert ist und nicht »auf dem Land« (rural). Allerdings teilen sämtliche Urban-Gardening-Initiativen die entscheidende Tatsache, dass durch deren neuartiges Tun eine erstaunte Stadtgesellschaft zu einem weitreichenden Umdenken und Mitmachen ermutigt wird. Denn das »urbane Gärtner« ermutigt Stadtmenschen zu einem transformativen Tätigsein, mit dessen weltbewegender Wirkung und Wirklichkeit etwas für alle Gutes in die Welt kommt; etwas, das diese Welt ein Stück weit dem gemein-

¹ Frank Böckelmann, *Wer will überleben?* in: Rudolf Maresch, *Zukunft oder Ende. Standpunkte – Analysen – Entwürfe*, 2015, S. 54; Gilles Deleuze/Félix Guattari, *Was ist Philosophie?*, 1997, S. 12.

² Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrundes führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft*, 2020, S. 12.

samen und gemeinwohlorientierten Überleben auf der Erde näherbringt.³
Darüber, was das heißt, gilt es weiter nachzudenken.⁴

Inmitten des normalen Lebens und Irrsinn

Die Keimzelle war ein guter Ort, gelegen mitten in einer der größten Metropolen Deutschlands, im Stadtbezirk Hamburg-Mitte, mitten in Sankt Pauli, in unmittelbarer Nähe zur Roten-Flora-Protestkultur und unweit der Reeperbahn-Eventkultur; im Herzen eines Stadtteils, der gleichermaßen als Touristenattraktion und Problemviertel gilt; mittendrin in jenem ›Recht-auf-Stadt‹-Kiez, der während des G20-Gipfeltreffens im Juli 2017 zum Austragungsort des globalen Bürgerkriegs wurde.⁵ Mit anderen Worten, »unser Garten« war vom normalen Leben und Irrsinn umzingelt, und einige Stunden in der Woche waren wir zusammen mit einigen anderen Keimzellern kulturschaffend tätig: Zum Beispiel durch das In-die-Welt-setzen und Pflegen des Nachbarschaftsküchengartens samt sonntäglicher Müllbeseitigungsaktionen (weil nach dem Samstagsflohmarkt nebedran immer reichlich Extradinge in der Keimzelle abgeworfen wurden), durch das Errichten und Bereitstellen einer Verschenke-Börse für gerettete Bücher und Lebensmittel, durch das Bauen eines öffentlichen Komposts, durch die Inbetriebnahme eines mit ausrangierten Gardinen geschmückten, allen zugänglichen ›Parlaments‹ (so hieß der aus zwei einander gegenüberstehenden, zusammengeschusterten Holzbänken bestehende Versammlungs- und Sitzraum der Keimzelle), durch das Kooperieren mit keimzellbildenden Kompliz*innen und durch das Vernetzen mit anderen Initiativen zum ›Solidarischen Gemüse‹ (so hieß das von uns initiierte Netzwerk der Hamburger Urban-Gardening-Bewegung). Unser Gärtnern verstand sich als eine permanente Demonstration (lat. demonstrare, zeigen), als eine demonstrativ radikale, im wahrsten Sinne des Wortes an den Wurzeln (lat. radices) der Dinge ansetzende, Revolution, die vieles tat, was in ihrer Macht und Reichweite lag, um inmitten eines ebenso prekären wie beschädigten Daseins Gutes zu gestalten, zu pflegen, auszusäen, zu ernten, zu kochen, zu genie-

3 Skeptiker attestieren der Menschheit eine »zehnprozentige Wahrscheinlichkeit des Überlebens«. Siehe Florian Rötzer, Telepolis, 11. Oktober 2020; <https://www.heise.de/tp/features/Die-Menschheit-hat-eine-zehnprozentige-Wahrscheinlichkeit-des-Überlebens-4925936.html> [Stand 14.02.2021].

4 Das Folgende versteht sich als Fortsetzung von andern Orts unternommenen Reflexionen zur ›Gastropolis (I). Politisches Gärtnern oder die Keimzelle der gastropolitane Bewegung‹ sowie zur ›Gastropolis (II). Zur Gastrosophie der Stadt, beides in: Harald Lemke, Politik des Essens. Wovon die Welt von morgen lebt, 2012, S. 147-200; Anke Haarmann, ›Im Großen und Kleinen: Bilderpolitik im öffentlichen Raum‹, in: Petra Barz, Anne Huffschild, Kathrin Wildner (Hg.), MetroZones. Schule für städtisches Handeln, 2017, sowie dies., ›Growing Urban Vegetables – Harvesting Civil Society‹, in: Food and Civil Society, ed. Tokyo University 2017; dies./Michael Ziehl, ›Raumaneignungen und Recht auf Stadt: das Gängeviertel und die Keimzelle‹, in: Emine Sahinaz/Arne Akalin/Georg Bunk/Felix Harsch/Erich Pick (eds.), Floating Volumes#4: Layering Diversity, 2015.

5 Karl-Heinz Dellwo/Achim Szepanski/J. Paul Weiler, Riot – was war da los in Hamburg? Theorie und Praxis der kollektiven Aktion, 2018; GoGoGo (Hg.), Das war der Gipfel. Die Proteste gegen G20 in Hamburg, 2018. Tatsächlich befand sich die Keimzelle während des Gipfels in einem atopischen Unraum, gelegen zwischen dem offiziellen Tagungsort in den Messehallen und dem Protestort im Schanzenviertel, mit Scharfschützen am einen Ende der Straße und Barrikaden am anderen, in einer Art lebens- und verkehrsberuhigter, unheimlich entleerter Sackgasse.

ßen, auszuhandeln, zu hinterfragen, zu erfinden, zu verfehlen und so im Kleinen eine Transformation im Großen zu kultivieren. Was an allgemeinem Guten (zumindest theoretisch) jeder ohne weiteres und zwischendrin tun könnte, ist weitgehend bekannt und füllt unter verschiedenen Schlagworten wie Gemeinwohl, Transformation, Commons, Konvivialismus, Suffizienz, Resilienz, Nachhaltigkeit, Menschenrechte, Klimaschutz, Tierwohl, Demokratie, Ernährungswende, Zukunftskünste sowie Ankunftsabenteuer ganze Bücherregale.⁶ Einiges davon wurde zeitweise sogar ins Bücherregal der Keimzelle zum Tausch gestellt. Praktisch aber ging es darum, es auch zu tun.

Weltbekannte Gärten und unbekante, wie unser Garten

Ausgehend von dieser praktischen, vielleicht weltbewegenden Macht des *urban gardening* ist es wiederum interessant: Einige ›Gärten‹ haben es in der Kulturgeschichte der Menschheit zu einer weltweiten Bekanntheit gebracht. Die Philosophie dieser Gärten, ihre Praxis, ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart, ihre Zukunft, ihre Utopie, ihre Alltagskultur, kurz: alles (oder doch das meiste) an ihnen ist bekannt. Was die Frage aufwirft, wieso es eigentlich keine namentlich bekannten Gärtner und Gärtnerinnen gibt?

Niemand, der kulturelle Leistungen in der Kunst des Gärtnerns vorzuweisen hat, ist so bekannt, wie große Namen der Philosophie, der Kunst, des Sports, der Politik.

Auch die vielen, die in der Keimzelle auf die eine oder andere Art, sporadisch oder über Jahre hinweg, kulturell transformativ

wirkten, sind namenlos. Und das, obgleich der Garten Keimzelle für manche schon zu Lebzeiten eine zierliche Berühmtheit geworden war; zwischenzeitlich galt er manchen Kennern, die ihn aufsuchten (und mit uns sprachen), sogar als »Deutschlands kleinster urbaner Garten, der neben Gemüse vor allem Impulse erzeugt«.⁷ Selbst-

verständlich kann es unser Garten nicht mit einem weltbekannten Vorläufer wie dem ›Garten Eden‹ aufnehmen, von welchem das Alte Testament im Kontext der Entstehungsgeschichte der ersten

Menschen berichtet. Noch heute wird in zahllosen Schrebergärten von dessen Nachahmung oder Wiederbelebung geträumt. So macht sich der Bestseller-Autor Wladimir Kaminer mit seiner Familie ein Jahr lang mit Spaten, Häcksler und Gartenschere daran zu schaffen, in seinem Garten »das letzte wahre Paradies auf Erden« zu entdecken. Er

6 Zum Beispiel: Michael Sandel, *Gerechtigkeit. Wie wir das Richtige tun*, 2013; Harald Lesch, *Wenn nicht jetzt, wann dann? Handeln für eine Welt, in der wir leben wollen*, 2018; Alex Steffen (Hg.), *Worldchanging. Das Handbuch der Ideen für eine bessere Zukunft*, mit einem Vorwort von Al Gore, 2009; Peter Plöger, *Einfach ein gutes Leben. Aufbruch in eine neue Gesellschaft*, 2011; Ilona Koglin/Marek Rohde, *Und jetzt retten wir die Welt. Wie du die Veränderung wirst, die du dir wünschst. Das Handbuch für Idealisten und Querdenker*, 2016; Dies., *Gärtnern für eine bessere Welt – Rette die Vielfalt: Eine andere Welt ist pflanzbar. Das Handbuch für Idealisten und Grüne Helden*, 2018.

7 Martin Rasper, *Vom Gärtnern in der Stadt. Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt*, 2012, S. 198.

scheitert zuletzt an den rechtlichen Vorschriften des Bundeskleingartengesetzes.⁸ Im Garten Eden sollen ursprünglich Adam und Eva wie in einem Schlaraffenland gelebt haben. Sie hatten alles in Hülle und Fülle und schienen (fast vollkommen) glücklich zu leben, ohne dafür täglich ackern zu müssen. Obendrein wucherte keinerlei Unkraut in ihrem Paradies. Doch wegen des verbotenen Genusses eines (wahrscheinlich leckeren Bio-) Apfels, »verlockend anzusehen und gut zu essen«, ganz frisch vom Baum, an dem »die Erkenntnis von Gut und Böse« in Gestalt einer derart verführerischen Frucht, die »klug macht«, wuchs, wurden die Ureltern aller Menschen aus der paradiesischen Garten-Welt vertrieben und fortan zur Strafe dazu verdammt, ihr Essen selber produzieren und dafür einen eigenen Garten kultivieren zu müssen. Der Kulturforscher Stephen Greenblatt fasst in seiner umfassenden Recherche zur Geschichte von Adam und Eva die Dinge bündig zusammen: »Für die Bibel ist die nie endende, erschöpfende Arbeit, die Menschen verrichten müssen, um genügend zu essen zu finden – vom Graben nach Wurzeln und Knollen bis zur landwirtschaftlichen Revolution, die uns in die Lage

8 *Wladimir Kaminer, Mein Leben im Schrebergarten, 2012.*

versetzt hat, unsere Nahrungsmittel zu kultivieren, zu pflanzen und zu ernten –, die Quittung für Ungehorsam und Übertretung.«⁹ Noch ein Detail dieser inzwischen nicht mehr ganz so bekannten Geschichte lohnt sich,

9 *Stephen Greenblatt, Die Geschichte von Adam und Eva. Der mächtigste Mythos der Menschheit, 2017. Greenblatt (S.256) erinnert an den unübertrommenen Renaissance-Poeten John Milton, dessen berühmtes Gedicht Vom verlorenen Paradies (Paradise Lost, 1667) ein bodenständiges Porträt von Leuten zeichnet, die wie Adam und Eva in einem Garten aktiv sind: Das »Geschäft der Gartenpflege« sei zwar »freudige Mühe«, aber mitunter auch harte Arbeit, die ihnen über den Kopf wachse; schließlich klagt Eva, der Gartenarbeit müde: »Was wir tags verschneiden oder binden/ treibt, des Zwangs spottend, über Nacht/ Nur mehr ins Wilde...« (John Milton, Vom verlorenen Paradies, IX, S. 210–212).*

in Erinnerung gerufen zu werden: Der Garten Eden soll kein urbaner Garten gewesen sein. Adam und Eva lebten nicht in der Stadt. (Die erste Stadtgründung, die Stadt Babel, macht ihr Herr zunichte.). Wenn ihre Nachkommen mit einem städtischen Leben klarkommen müssen, dann ist dies nur ein weiteres Desaster in Gefolge der Vertreibung aus einem Gartenleben, das seitdem vor allem mit einem idyllischen oder einem »bäuerlichen« Landleben in Verbindung gebracht wird.

Die ebenso unglaubwürdige wie fantastische Geschichte von Gartenbewohnern, die nicht gärtnern und vom »Garten« als alleiniger Welt und Herkunftsort der ersten Menschen liegt lange Zeit zurück. Inzwischen hat sich die allgemeine Kenntnis von der Vielzahl an möglichen Welten und menschlichen Lebensformen durchgesetzt und die biblische Welt- und Menschen-Schöpfungsfiktion als »mächtigsten Mythos der Menschheit« (Stephan Greenblatt) hervortreten lassen. Gleichwohl bietet die Erzählung von Adam und Eva mit ihrem mysteriösen

Garten einen Hinweis zur möglichen Zukunft des Menschen. Nämlich die Grundidee zu einer neuen Geschichte, die wir uns über die künftige Menschlichkeit des Homo sapiens erzählen können. Diese Menschlichkeit hat nichts mit der biologischen ›Menschheitlichkeit‹ zu tun, die jeden von uns, als ein Exemplar der Gattung, per Geburt menschlich macht. Gemeint ist dagegen diejenige anthropoethische Mit-Menschlichkeit, die uns Auskunft darüber gibt, wie es mit den Menschen weitergehen soll; darüber, was der Kultur schaffende Mensch zu tun vermag und darüber, dass insbesondere eine gärtnerisch tätige Menschheit ihre kulturgeschichtliche Humanität weiterentwickeln kann, indem sie die Praxis eines derartigen (keimzellartigen) Menschseins im Zusammenwirken mit nicht-menschlichen Wesen (Pflanzen, Tieren, erdverbundenen Lebensformen aller Art) – in diesem Sinne mit-menschlich oder panhuman – kultiviert. Überall dort, wo sich Zellen eines solchen mit-menschlichen oder panhumanen Überlebens bilden, keimen die nachhaltigen Kräfte eines Neohumanismus.

Bruno Latour säte den fruchtbaren Gedanken, wir sollten nicht länger von uns als »von Menschen, Humanwesen«, sprechen, sondern »von Terrestrischen, von Erdverbundenen, um damit den Humus, letztlich den Kompost herauszustreichen, der in der Etymologie von *human* steckt.«¹⁰ Latour greift mit diesem neuen Menschenbild auch andernorts vorgetragene keimzellbildende Impulse auf, die Unruhe stiften wollen. Entsprechend lautet Donna Haraways Forderung: »Nicht posthuman, sondern Kompost! und Humusität statt Humanität.«¹¹ Deshalb verstehen wir Keimzeller uns auch als Humushumane, als Erdverbundene und Terrestrische, als panhumane Verwandte »der Kompostisten, der Erde reifen, die Nein zu den Posthumanen jeder Zeit zu sagen.«¹² Jedenfalls ist der Homo sapiens von Anfang an eine human-humose Intelligenz, die von der Natur des Planeten Erde gebraucht wird, damit diese sich durch mit-menschliche Kultur – mithilfe von Kompostisten, Keimzellern, Permakulturalisten, Kleinbauern aller Art und dergleichen – in die kultivierte Natur, die Kultur-natur dieser Welt verwandeln kann, die nur in panhumanen Gärten wächst. Können wir also die Geschichte vom Garten Eden neu und anders erzählen? Schaffen wir es, radikal umzudenken und zu einem keimzellartigen Tätig-Sein zu ermutigen? Gilt es nicht, die Geschichte vom Paradies – als einem rätselhaften Topos darüber, was es bedeutet, dass wir alle Kinder von Eltern mit einem der magischsten Gärten des Weltalls sein sollen – zu transformieren? Jedenfalls müssen gärtnernde, panhumane Erdbewohner*innen in der Erde herumwühlen. Sie können und wollen so leben, als ob alles an ihnen selbst – ihr Körper, ihr Geist, ihr Herz, ihre Seele – mit

¹⁰ Bruno Latour, *Das terrestrische Manifest*, 2018, S. 67.

¹¹ Donna Haraway, *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, 2018, S. 293.

¹² Ebd., S. 187.

dem Erdboden verwurzelt sei. Sie tun, was sie gut zu tun vermögen: die Natur und sich selbst kultivieren. Human-humose Kompostist*innen schaffen ihre Zukunft in Gestalt eines Düngerhaufens. »Und käme Adam in den Garten des Paradieses, würde er berauscht den Atem einziehen und flüstern: ›Herrgott, ist das ein Humus!‹ Ich glaube, er dächte nicht daran, vom Baume der Erkenntnis zu naschen; er würde eher zusehen, wie er unserem Herrgott einen Schubkarren voll paradiesischer Erde entführen könnte. Oder er würde bemerken, dass rund um den Baum der Erkenntnis der Boden nicht aufgelockert ist, und wahrscheinlich eifrig zu graben beginnen, ohne zu ahnen, was über seinem Kopfe baumelt. ›Adam, wo bist du?‹, würde der Herrgott rufen. ›Ja, ich komme gleich‹, würde der Gärtner antworten, ›ich kann jetzt nicht‹, und er würde weiterhin an der Baumscheibe rumgraben.«¹³ So (keimzellartig) wurde die Geschichte vom Wert des Kompostierens für die Zukunft der Menschheit vom tschechischen Science-Fiction-Poeten und namhaften Gartenkünstler Karel Čapek weitererzählt. Die Keimzelle war von Anfang an ein Garten, in dem alle Beteiligten, also Menschen wie nicht-menschliche Lebewesen, aktiv mitmachen konnten und trotzdem nichts wirklich paradiesisch perfekt war. Alternativ zum Garten Eden, in dem nicht gegärtnert wurde und in dem alles paradiesisch vollendet war, steht die Keimzelle für die Utopie einer sich gerne gärtnerisch transformierenden Menschheit, für eine jederzeit mögliche Welt in der garantiert nicht und niemals alle, aber jeder von *uns* Keimzellartiges kultivieren möchte, um etwas Pan-humanität in die Welt zu setzen.

13 Karel Čapek, Das Jahr des Gärtners, 1961, 33f. Es ist ein typisches Zeichen unserer Gesellschaft, dass sich kaum ein Philosoph an eine solche spekulative Anthropologie heranwagt und falls doch, eine human-humus-humorse Geschichte entsteht, in der die Welt der Keimzelle eine terra incognita bleibt (vgl. Byung-Chul Han, Lob der Erde. Eine Reise in den Garten, 2019).

14 Raimar Müller, Die epikureische Ethik, 1991, S. 115.

15 Francesca Rigotti, Philosophie in der Küche, 2003, S. 74.

Klassischer Gartenwelt-Utopismus

Bei aller utopischer Humanität wird man aber ›unseren Garten‹ nicht mit einem anderen berühmt-berüchtigten Garten verwechseln können: Dem Garten Epikurs, dem ›Kepos‹. Der antike Philosoph Epikur war mit der hegemonialen Kultur seiner Zeit unzufrieden und erwarb am Stadtrand von Athen für wenig Geld ein Stück Land, um das erste Urban-Gardening-Projekt in der Weltgeschichte zu gründen. Wie die Keimzelle war auch dieser Garten kein aristokratischer Lustgarten und kein nutzloser Blumengarten, sondern ein echter Küchengarten, den die Epikureer zur Subsistenzwirtschaft nutzten. Neben Wein wurden Kohl, Rüben, Gurken und dergleichen angebaut¹⁴, mitunter auch Obst.¹⁵ Umgeben von Gemüse lehrte Epikur, dass die ethische Alltagspraxis und das Glück eines für alle Menschen guten Lebens (»Eudämonie«) auch lustvoll (»hedonistisch«) wären. Außerdem beschränkte der Gartenaktivist die eigene Philosophie nicht nur aufs Bücherschreiben: Er lebte seinen Mitmenschen, darin

seinem Lehrer
solche Lebens-
und nicht erst
ses machbar
mythischen

Sokrates treu, auch gleich in praxi vor, dass eine
kultur hier auf Erden, in dieser Welt, in seinem Garten
nach dem Tod im Jenseits eines himmlischen Paradies-
ist und Tag für Tag glücklich kann.¹⁶ Im Unterschied zum
Vorgarten der Christen existierte die hedonistische

16 Man kann die Anfänge einer ideologischen Abgrenzung und Abwertung alles dessen, was mit
dem Ländlichen zu tun hat, schon am Anfang der politischen Philosophie, bei Platon, nachlesen.
Im Dialog Phaidros setzt er diese Naturentfremdung des Stadtmenschen anschaulich in Szene.
Phaidros begleitet Sokrates bei einem Spaziergang außerhalb der Mauern Athens. Als der urbane
Intellektuelle über die Natur der ländlichen Umgebung und Feldbewirtschaftung staunt, kommen-
tiert Phaidros diese Hal- tung des Philosophen mit den Worten: »In der Tat einem Fremden gleichst
du, der sich herumführen lässt, und nicht einem Einheimischen. So wenig wanderst du aus der Stadt
über die Grenze, noch auch selbst zum Tore scheinst du mir hinauszugehen«. Bezeichnend ist
die Erklärung, die Platon daraufhin Sokrates in den Mund legt, wenn dieser zur Rechtfertigung
seines Verhaltens argumen- tiert: »Dies verzeih mir schon, o Bester. Ich bin eben lernbegierig, und
Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt.« (Platon,
Phaidros, 230c–d) Schon diese wenigen Worte genügen, um jene wirkungsmächtige und
folgenreiche Gedankenwelt einer strikten Hierarchie entstehen zu lassen, die das »lehrreiche«
Stadtleben als etwas kulturell und philosophisch Erstrebenswertes und an sich Hochwertiges
von der »Idiotie des Landlebens« abgrenzt (um an eine spätere Formulierung von Marx zu erinnern).
Der platonische Sokrates entwirft hier jenes die Geschichte unserer Zivilisation beherrschende
Wertesystem, welches die bäuerliche Landwirtschaft strikt der Urbanität des geistigen und not-
wendig naturfernen Stadtlebens als der wahren Wirkungsstätte eines menschengemäßen
Daseins gegenüberstellt. Freilich war schon damals wie noch heute dieses Wertesystem
einer philosophisch legitimierten Natur- entfremdung gesellschaftlich umstritten und
politisch umkämpft. Xenophons Erinnerungen an Sokrates lassen erahnen, dass der historische
Sokrates im Gegensatz zu Platons fiktivem Sokrates eine durchaus andere Haltung zur Natur
der umliegenden Felder und Bäume und zur urbanen Agri- kultur und Subsistenzwirtschaft
gehabt haben könnte, die im Übrigen auch besser zur bäuer- lichen Bürgergesellschaft des
antiken Athen und zum klassischen Polis-Leben seiner Zeit passt. Doch zweifelsohne sind
mit der Geburt der Stadt, als einem vorzüglichen Ort einer gastro- politischen Lebensweise,
auch andere Errungenschaften der kulturellen Evolution der Mensch- heit verbunden
gewesen. Neben architektonischen Leistungen wie dem Bau von prachtvollen Monumenten,
Tempelanlagen, Palästen, Herrschaftshäusern, Regierungssitzen, Machtzentren, öffentlichen
Straßen und Marktplätzen entsteht erst mit der Stadt das geistig-kulturelle Leben der Menschen
in Form von Kunst, Literatur, Theater und nicht zuletzt Philosophie und Politik. Für die antiken
Athener hatten die Begriffe »menschlich« und »polis« eine synonyme Bedeutung. So verwundert es
nicht, wenn Platons Schüler Aristoteles in seiner Philosophie der Politik (1328a, S. 36– 40) davon
spricht, dass nicht das bäuerliche Leben, sondern nur die Polis – die Stadt – ein »gutes Leben«
ermögliche. Statt diese Ethik eines guten Lebens durch die keimzellartige Praxis (als Teil einer
Ethik des guten Essens) zu vervollständigen, erreichte Epikurs Gartenutopie das genaue
Gegenteil: eine Entpolitisierung des kulturphilosophischen Selbstverständnisses seiner Praxis.

Gartengemeinde der Epikureer tatsächlich. Seit ihres Beginns im
Jahre 322 vor Christus bis ins 3. Jahrhundert, als das römische Impe-
rium den christlichen Gott und den Glauben an ein »paradiesisches
Leben in einem himmlischen Zukunftsgarten« als neue Staatsreligion
durchsetzte – also über fünf Jahrhunderte lang – muss die urkommunis-
tische Gartengesellschaft sogar äußerst populär gewesen sein. Wobei
es sein könnte, wie der schottische Aufklärer Shaftesbury vermutete,
dass Epikur und seine Leute gar keine besonders guten Gärtner und

Selbstversorger waren und deshalb die epikureische Welt – im Widerspruch zum angestrebten Hedonismus – von einem un- freiwillig bescheidenen Lebens- standard und Wohlstand gerade auch hinsichtlich ihres Ideals eines guten Essens geprägt war. Doch dank einer Notiz des antiken Philosophiehistorikers Diogenes Laertius ist aber überliefert, dass »viele Menschen von überall herbeiströmten, um bei Epikur im Garten zu leben«. Und zweifelsohne sind von diesem Garten nachhaltigste Auswirkungen auf zahlreiche Projekte eines alternativen Zusammenlebens als Utopien einer besseren Gesellschaft in einer Gartenwelt ausgegangen. Die epikureische Gartenutopie bildet den Humus für den modernen Utopismus: Beginnend mit dem namensgebenden (und fortan diskursprägenden) *Utopia* von Thomas Morus¹⁷ oder Francis Bacons *Neu- Atlantis*, dann fortgesetzt – um nur einige bekanntere utopische ›Gärten‹ zu nennen – das als »Phalanstère« bezeichnete Gesellschaftsideal von landwirtschaftlichen oder industriellen Produktions- und Wohngenossenschaften des frühen Sozialismus- Fantasten Charles Fourier sowie der schnell gescheiterten kommunistischen Stadtgründungsmasterpläne, wie »New Harmony« von Robert Owen oder den von Etienne Cabet initiierten »Ikarien«-Modellgesellschaften. Zwar verband sich auch mit der Keimzelle die Hoffnung, dass ihre Philosophie und ihre Praxis, ausgehend von der urbanen Nachbarschaft viele Zeitgenossen*innen zum Mit- und Andersmachen bewegen würde und der kleine Garten einmal einen ähnlich großen Einfluss auf die Entwicklung der Menschheit für sich verbuchen könnte wie einst der Kepos am Stadtrand von Athen. Aber derartig große Utopien, die ihren Glauben an eine bessere Gesellschaft in eine Art Gartenwelt einpflanzen und sich in Form von Landkommunen, Stadt-Garten-Utopien, Welt- und Ökodörfern oder artverwandten Alternativkulturen und Lebensbiotopen bis in die Gegenwart hinein fortgepflanzt haben, kultivieren andererseits im Versprechen auf ein humanes Paradies zugleich den Totalismus einer abschließenden Antwort darauf, was ›das gute Leben‹ ausmacht. Als postutopische Utopie oder eben als Eutopie war die Keimzelle weder ein Paradies noch eine Kommune; als Gemeinschaftsgarten oder community garden verwirklichte sie nicht irgendeine Art von gartenweltlicher (idealer) Lebensgemeinschaft oder gated community.

¹⁷ Bemerkenswerterweise konzipiert auch Thomas Morus sein *Utopia* als Gartenstadt. Er nähert sich erstmals dem Gedanken des Gastropolitismus, dass eine Tätigkeit »alle Männer und Frauen gemeinsam ausüben: den Ackerbau«. In urbanen Gärten, so stellt Stadtplaner Morus sich vor, »ziehen sie Reben, Obst, Gemüse und Blumen von solcher Pracht und Schönheit, dass ich niemals etwas Üppigeres und zugleich Geschmackvolles gesehen habe. Dabei spornt ihren Eifer nicht nur die Freude an der Sache selbst an, sondern auch der Wettstreit der Stadtteile untereinander in der Pflege der Gärten. Und gewiss könnte man in der ganzen Stadt nicht leicht etwas anderes finden, das dem Nutzen sowie dem Vergnügen der Bürger dienlicher wäre, und eben deshalb scheint der Gründer auf nichts größere Sorgfalt verwendet zu haben als auf die Anlage derartiger Gärten«. Morus, *Utopia*, 1964, S. 52. Siehe Harald Lemke, Im Gemüse leben. Globale Renaturierung der Stadtgesellschaft durch urbane Agrikultur, in: Anke Haarmann/ Harald Lemke (Hg.), *Kultur-|Natur. Kunst und Philosophie im Kontext der Stadtentwicklung*, 2008, S. 121–139, S. 125.

Gartenphantasien oder keimzellbildende Tatsachen

Der übliche Utopismus träumt von einer paradiesischen Welt – von einer perfekten (aber gärtnerisch untätigen) Gesellschaft wie im Paradiesgarten Eden oder in Epikurs Garten-Gesellschaft oder irgendeiner anders genannten Garten-Utopie. Doch ist ein Garten, egal welcher, nicht alle Welt und erst recht nicht das ganze Leben. Und ohnehin kommt es für andere Welten und Lebensweisen vor allem auf eines an. Nämlich darauf, dass ›unser Garten kultiviert werden muss‹. Es kommt auf die kultivierenden Praxen an. Die keimzellbildende Tat-Sache, dass ›unser Garten kultiviert werden muss‹, wurde ausgerechnet von jemandem bekannt gemacht, dessen herausragende Bedeutung für den Diskurs moderner Gartenutopien gewöhnlich nicht wahrgenommen wird: von dem Philosophen und Poeten Voltaire.

Voltaires Name steht zwar für das Musterbeispiel eines liberal-humanistisch gesinnten Intellektuellen, der sich für Gerechtigkeit und Gedankenfreiheit engagiert; doch Voltaire ist auch ein großer und vielleicht sogar der namhafteste Gartendenker gewesen. Der einflussreichste Autor der europäischen Aufklärungsära – in Frankreich wird das 18. Jahrhundert auch *le siècle de Voltaire* genannt – beschließt nämlich seine satirisch-philosophische Abenteuergeschichte *Candide oder Der Optimismus*, die ihn wie keine andere seiner ebenso zahlreichen wie vielbeachteten Schriften weltberühmt machte, mit der meistens missverstandenen Weltformel: »Il faut cultiver notre jardin.«¹⁸ Obwohl dieser Satz und Setzling so allgeheingebäuchlich daherkommt, versteht sich nichts an ihm von selbst. *Il faut* – es gilt, man muss, es kommt darauf an: Welche Bewandnis hat es mit dieser unpersönlichen Formulierung, die niemanden und zugleich alle anspricht?¹⁹ *Cultiver* – was bedeutet es, etwas zu kultivieren: Welche Tätigkeiten schaffen Kultur und wie verändert sich menschliche Kultur, wenn sie gemäß einer gärtnerischen (agri-horti-permakulturellen), keimzellartigen Praxis entsteht? *Notre jardin* – wer gehört zu diesem ›unseren Garten‹, den ›wir‹ täglich pflegen sollen und um welche Art von Garten handelt es sich? Zweifelsohne ist jedes einzelne Wort dieser viel zitierten Formel erklärungsbedürftig. Dieses unpatentierte Saatgut der europäischen Kulturgeschichte bedarf einer allgemeinverständlichen Deklarationsbeilage. Rufen wir uns dazu einige Details ins Gedächtnis. *Il faut cultiver notre jardin* – es kommt darauf an, unseren Garten zu kultivieren: Dieses Manifest eines aufgeklärten Optimismus schreibt Voltaire 1751, kurz nach dem Zerwürfnis mit dem preußischen

18 Voltaire, *Candide oder Der Optimismus*, 2008, S. 112.

19 Diese stilistisch beabsichtige Allgemeinheit und Unbestimmtheit lässt erkennen, dass Voltaire das Possessivpronomen *unser* in ›unser Garten‹ nicht auf den Handlungskontext der Erzählung beschränkt sein lässt. Die Formulierung beschränkt ihren Sinn und Anspruch also nicht nur auf denjenigen konkreten (privaten) Garten, den schließlich *Candide* und seine Freunde kultivieren.

20 In seinem *Dictionnaire philosophique* notiert der Religionskri- tiker zum Gartenmythos der Genesis: »Es fällt nicht leicht zu begreifen, dass es je einen Baum gegeben haben soll, der das Gute und das Böse lehren konnte, so wie es Bäume gibt, die Birnen tragen oder Aprikosen. Warum wollte Gott nicht, dass der Mensch das Gute und Böse kennen sollte? Wäre nicht ein freier Zugang zu diesem Wissen Gott würdiger gewesen und für den Menschen weitaus notwendiger?« Und er hat ja Recht: Wieso halten die Christen eine Geschichte heilig, die Unwissenheit feiert? Hätte ihr allwissender und allgütiger Gott nicht den wissbegierigen For- schungsdrang von Eva gutheißen müssen, und sie und Adam darin ermutigen sollen, reichlich von dieser Frucht, die »klug macht«, zu essen – um mit dem genossenen Wissen das Wachstum solcher Früchte und panhuma- nen Intelligenz weiter zu kultivieren?

21 Voltaire, *Candide oder Der Optimis- mus*, 2008, S. 113.

König, Friedrich dem Großen, der den geistreichen Intellektuellen als engen Freund und willkommenen Gast der berühmten Tischgesellschaft von Sanssouci (des im Umland von Berlin ge- legenen Lustgartens des Königs) zu sich eingeladen hatte. Voltaires humanistische Hoffnung, zum Kleinen Co-Patriarchen aufzusteigen und die Große Politik eines aufgeklärten Absolutismus mitgestal- ten zu können, desillusioniert sich schon nach kurzem Aufenthalt. Stattdessen sieht sich der nun angefeindete Philo- soph gezwungen, aus dem Einflussgebiet des mächtigen Monarchen und dessen Polizeiapparates zu fliehen. Neben seiner Flucht aus der unmöglichen Staatspolitik fließen weitere persönliche Erfahrungen (wie die Ungerechtigkeit seiner Gefängnis- strafe, die er sich als junger, wilder Aufklärer durch seine gesellschafts- und insbesondere re- ligionskritische Schreiberei eingehandelt hatte²⁰) und auch fatale Erlebnisse von Naturkatastrophen (wie das schlimme Erdbeben, das Lissabon zer- störte) in den philosophischen Roman, den Voltaire dann unter dem Titel *Candide oder Der Optimismus* publiziert.

Die beste aller möglichen Welten: Vom Anthropozän zur Anthropodizee

Auf der optimistischen Suche nach »der besten aller möglichen Welten« und einer alltagspraktischen Antwort auf die ebenso dringliche wie aufklärungsbedürftige Frage aller Fragen – nämlich »wozu das sonderbare Geschöpf, Mensch genannt, geschaffen worden ist«²¹ – durchläuft der lebenskluge Anti-Held Candide im Roman von Voltaire das ganze Desillu- sionierungs- und Dehumanisierungsprogramm dieser Welt. Am Ende der Geschichte ist klar: Das menschliche Schicksal, die Lotterie des Lebens bietet wenig Grund zu dem – von der herrschenden Weltanschauung propa- gierten – Hurra-Optimismus, dass alles gut sei oder doch in einer bes- seren Zukunft noch alles gut würde. Eine solche Ideologie des Optimus wird zu Voltaires Zeit von dem Universalgelehrten Gottfried Leibniz verkündet. Dessen Abhandlung *Die Theodizee. Von der Güte Gottes, der Freiheit der Menschen und dem Ursprung des Übels* aus dem Jahre 1710

behauptet, dass die menschliche Welt, so, wie sie ist, notwendig die beste Welt sein müsse – trotz all ihrer Übel, weil sie von einem allmächtigen, allgütigen und allwissenden Gott geschaffen sei.

Bis heute verbreiten ›positiv denkende‹ Ideologen eines evolutionären Humanismus oder Bessere-Zukunft-Futurismus den Glauben, dass unser Leben, so, wie es ist, nicht besser sein könne – weil es uns noch nie so gut ging und sicherlich in Zukunft alles noch besser wird oder sich ohnehin am Zustand unserer Welt nichts ändern lässt. Alles, was die Romanfigur Candide in Voltaires ›philosophy fiction‹ erlebt, versteht sich als kritische Widerlegung dieser unrealistischen und letztlich unmenschlichen Religion. Als religionskritischer Aufklärer wendet Voltaire schließlich die Weltfrage der Theodizee in ein humanistisches Menschenbild um, das uns trotz aller Übel und der Allgegenwart von Ungutem bis heute nach der besten aller möglichen Lebensweisen fragen lässt. Voltaire jedenfalls konterkariert die allgütige alles-ist- oder alles-wird-gut-Philosophie mit einer alternativen Geschichte. Sie malt die humane Utopie einer möglichen anderen Welt, in deren narrativem und normativem Zentrum die keimzellbildende Tat-Sache steht, dass wir Menschen unseren Garten kultivieren müssen, um ein gutes Leben zu leben. So begegnet Candide eines Tages jemandem, der

22 Ebd.

täglich Gutes zu leben und zu genießen weiß: Gutes, wie »selbstgefertigte Sorbets aus Kaimak, dem man durch eingemachte Zedratschale, Pommeranzen, Zitronen, Limonen, Ananas, Pistazien einen herben Geschmack gegeben hatte.«²²

Wem also begegnet Candide? Einem Bauern, der jeden Tag in seinem Garten arbeitet und von seinen »selbstgepflanzten Gartenfrüchten« lebt. Er tut dies, weil tatsächlich, dies zu tun in seiner Macht liegt; er selbst ist so tätig, weil ihm, die eigene Subsistenz zu gestalten, *in praxi* (in der praxisnahen Reichweite seiner Lebenswelt) machbar ist. Damit wird weder alles gut noch verschwindet alles Ungute aus der Welt; doch es wird das hier und jetzt mögliche (minimale) und praktisch erreichbare (praxische) Gute getan.²³

Statt Optimismus: Praxismus

Und in dem Augenblick fällt jener Samen auf die Erde, der seitdem immer wieder von Neuem keimt: Candide lässt den entscheidenden Satz fallen; denn am Ende seiner minimaloptimistischen Abenteuer-geschichte auf der Suche nach der besten aller möglichen Lebenswelten beschließt Candide, ein

23 »Das hier und jetzt mögliche (minimale) und praktisch erreichbare (praxische) Gute«: Diese etwas sperrige Formulierung, die die Grundidee zu einem anthropoethischen Minimalismus mit der ebenso neuartigen Weltsicht des Praxismus verbindet, bezieht sich auf die in der Moralphilosophie übliche Rede vom ›Guten‹ als dem, was weder subjektiv noch historisch beliebig oder kulturell relativ, sondern was für alle im Sinne des allgemeinen Wohls oder ›des Gemeinwohls‹ gut wäre. Wobei diese utopische Allgemeinheit des ethisch für alle Guten nicht gleichbedeutend ist mit der utopistischen Verallgemeinerung eines Guten an sich, das für alle Menschen (die Menschheit im Sinne der gesamten Weltbevölkerung) und für jeden von uns (jedes Exemplar unserer Gattung) gelten würde.

Landgut zu kaufen, um dort zusammen mit seinen Freunden Gartenfrüchte und Selbstgemachtes zu kultivieren und derart zumindest eine mögliche Praxis des Guten (des Gemeinwohls, des menschlichen Wohls) täglich zu leben.

Die Welt hat Voltaires fiktive und satirisch überzeichnete Erzählung für eine nicht ernst gemeinte Schrebergartenfantasie gehalten: Das für uns Menschen angeblich ›gute Leben‹ sei einzig und allein erreichbar durch einen Rückzug aus der großen Politik und der großen Welt in die kleine Welt eines privaten Gartens und eines um sich selbst kreisendes – auf Selbstversorgung und Selbstgemachtes, Subsistenz und Suffizienz beschränkten – Kleinbauerntums. »Statt Veränderung des Großen und Ganzen, statt der großen Transformation ein bisschen Verbesserung im Kleinen und nur für sich und die Seinen – was könnte es Kleinlicheres geben?«, so die übliche Sicht auf die Welt als Garten. Und welche Weltflucht könnte größer sein als sich nur im eigenen Garten zu schaffen zu machen, simples Gemüse anzubauen und sich bestenfalls (also falls es ein permakulturell gepflegter Biogarten ist) an anderem, mit-menschlichem Leben und dessen Wohl zu erfreuen?

Ohne weitere Aufklärungen in der Sache endet der kleine Schrebergarten, der Voltaire große Bekanntheit einbringt, abrupt mit seiner praxistischen Weltformel: *Il faut cultiver notre jardin*. Letztlich bricht

Voltaire seine Anthropodizee – die philosophische Rechtfertigung seiner fiktiven und unfertigen Gartenweltphantasie –

genau in dem Moment ab, in dem erst alles anfängt: Seine berühmte Geschichte endet mit der nur ausgerufenen und unbedingt klärungsbedürftigen Notwendigkeit der keimzellbildenden Praxis des Gärtnerns. Sobald wir aber anfangen, die Welt und die Gartenkultur aus der Sicht der Keimzelle zu denken, ist unterhalb des ›Unser-Garten-muss-kultiviert-werden‹ nichts Geringeres als eine neue Erde zu entdecken – *terra incognita* in vielerlei Hinsicht.

Denn Voltaire pflanzt dem Weltgeist ein Gewächs ein, das von unten wuchert: die von der Utopie zu unterscheidende Eutopie von dem naheliegenden (minimalen, praxistischen) Guten, das Menschen jederzeit und überall tun können, wo und sobald ihnen dies tatsächlich möglich und alltagspraktisch machbar ist.²⁴

Unterhalb und innerhalb des utopischen Denkens tut sich, indem wir keimzellartig aktiv sind, eine neue Welt auf, in der ›das gute Leben‹ nicht in einer fernen, uns unerreichbaren, besseren Zukunft (Utopie) liegt, sondern in der mögliches Gutes zu leben

24 Während die Utopie (im Sinne eines Nicht-Ortes, gr. *ou-topos*) für ein erst in fernen, noch nicht erreichter oder vielleicht gänzlich unerreichtbaren, unrealistischer Zukunft mögliches besseres Leben steht, markiert die Eutopie (im Sinne eines guten Ortes, gr. *eu-topos*) das praktisch mögliche und (in *praxi*, durch Tätig-Sein) real verortete, tatsächlich gelebte Gute. Für beides verwenden wir, sofern der Kontext keine explizite Differenzierung erforderlich macht, den undifferenziert gängigen Begriff der Utopie.

unmittelbar vor uns, zwischen uns, unter uns liegt; im täglichen Hier und Jetzt eines Tätigseins für eine bessere Gegenwart (Eutopie). Wir müssen damit nur anfangen – und weitermachen; wir müssen es tatsächlich *tun*. Nicht ständig und jederzeit, nicht vollkommen und nicht mit andauerndem Glücksgefühl, wiewohl so, wie wir es mit unserem Garten, der Keimzelle, gemacht haben.

Sobald wir anfangen und darin weitermachen, die Welt und die Gartenkultur keimzellphilosophisch zu denken und zu gestalten ergibt sich: Weder ein einfaches kleinbäuerliches Leben auf dem Land noch das urbane Gärtnern in der Stadt sind das ganze *gute Leben*. Dafür wären zweifelsohne noch mehr und ganz andere Praxen (des Gemeinwohls) zu kultivieren. Im Umkehrschluss bedeutet dies aber doch: Welche Tätigkeiten auch immer menschliches Wohleben, »das gute Leben«, ausmachen, in jedem Fall muss dafür auch gegärtnert werden. Diese keimzellphilosophische Programmatik, dieses Keimzellen-Prinzip, wurde durch nichts nachhaltiger in die Welt gesetzt als durch Voltaires Manifest: Es kommt darauf an, unseren Garten zu kultivieren.

Voltaire-Ferney: die Welt zu Besuch in einem utopischen Vor(zeige)garten

Paradoxie des Lebens: Voltaire selbst tat alles dafür, dass dieser Algorithmus praktisch unwirksam blieb! Denn in seinem Garten wurde er selbst nie aktiv; er hat viele theoretische, poetische, politische, unternehmerische Aktivitäten vorzuweisen, aber um sein Gemüse und die eigenen Gartenfrüchte hat sich dieser Mensch nicht gekümmert. Und dass, obwohl er eine Art peri-urbanes Gartenprojekt initiierte, das für das kulturphilosophische Verständnis unseres Gartens – für die utopologische Verortung der Keimzelle – immer noch von Interesse ist. *Voltaires Garten* war für einige Jahre das vielleicht bekannteste Utopia in der ganzen Welt, wovon nachhaltige Praxis-Impulse ausgingen. Voltaires Vermögen ist durch den Erfolg seines Bestsellers *Candide* und spekulative Finanzgeschäfte angewachsen. So ist es ihm möglich, im Frühjahr 1759 in Ferney, einem französischen Grenz-dörfchen bei Genf, ein großes Landgut mit Schloss zu kaufen, das er bis zu seinem Tode (1778) zu einem kulturellen Zentrum Europas heranwachsen lässt. Voltaire will mehr tun, als nur erfolgreiche Bücher zu schreiben und die eigene Hoffnung auf gesellschaftliche Verbesserungen bloß an die Mächtigen (wie Friedrich den Großen) zu richten. Er will nicht länger durch aufklärerische Kritik nur protestieren und sich mit einem wortreichen, aber tatenlosen *Dagegensein* begnügen. Spätestens ab jetzt und fortan soll gelten: Es geht um die Praxis – Voltaire

selbst wird jeden Tag und so gut es eben geht an der besten aller möglichen Welten basteln (allerdings ohne zu gärtnern).

Der Philosoph setzt den Keimprozess ›seines Gartens‹ in Gang: Die eigene Theorie in die gelebte Praxis umsetzend beginnt er eine Schlossgarten-Gesellschaft zu kultivieren. Anders als in der fiktiven Welt seines Candide und dessen kleinbäuerliches Landleben nimmt das bessere Leben in der wirklichen Welt – in Ferney-Voltaire, wie der Ort seither heißt – eine weit urbanere Gestalt an. Der neue Schlossherr lässt sein Anwesen aufwändig modernisieren: Zusätzliche Wohnräume entstehen für seine Partnerin Marie-Louise Denis und seinen rund um die Uhr geforderten persönlichen Sekretär, für 30 bis 40 Bedienstete, die der sozial engagierte Hausherr auch über die Winterzeit beschäftigt, und für die zahlreichen Besucher, die kommen. Außerdem werden eine Schule und ein Krankenhaus gebaut. Das Herrenhaus beherbergt einen eigenen Theatersaal; zahlreiche Komödien, Romane, Aufsätze, poetische Werke, publizistische Artikel und philosophische Bücher, die ein wachsendes Publikum mit Voltaires Schaffen vertraut machten, entstanden in seiner Schlossgartenwelt. Der entlegene und unbekannte Ort wird für einige Jahre zur Festival Location des intellektuellen Europas. Zahlreiche Kulturgrößen seiner Zeit machen sich auf den Weg zu diesem aufkeimenden Eutopia.

Dieser gute Ort inmitten einer Welt, in der für die Meisten die übelsten Lebensverhältnisse herrschten (nämlich die Zustände am Ende des feudalistischen Zeitalters kurz vor dem Sturm der rebellierenden Bevölkerung auf die Bastille) – mit anderen Worten: diese reale Verortung und alltäglich gelebte Verwirklichung einer besseren Gesellschaft – wird auch zur ersten Adresse für Erniedrigte und Entrechtete, für Flüchtlinge und Asylsuchende. Voltaire setzt seinen Ruf und Einfluss ein – und nicht zuletzt sein Geld – um für Rechtstaatlichkeit, Gerechtigkeit, Toleranz und Gedankenfreiheit zu kämpfen.²⁵ Voltaire tut viel fürs Gemeinwohl, und über die Jahre verwandelt sich das kulturlose Dorf auf dem Lande in ein wohlhabendes Städtchen mit bis zu 1.200 Bewohnerinnen und Bewohnern, regiert vom kleinen »Patriarchen von Ferney«, wie ihn sein soziales Umfeld betitelte. Dessen Utopie einer besseren Welt bleibt auf seinen Schlossgarten beschränkt. Es ist eine kleine Insel des modernen Humanismus inmitten des massenhaften Elends der untergehenden ›Alten Welt‹, inmitten von gesellschaftlichen Zuständen, die nur wenige Jahre später durch die folgenreichen Ereignisse der Französischen Revolution beendet werden – mitsamt der zwergartigen Gartengesellschaft von Ferney-Voltaire. Doch deren Gartenzwerg- und Paradies-Utopismus lebt in den utopischen Schrebergärten – den experimentellen (zumeist sozialistischen) Gesellschaftsalternativen des 19. und 20.

Jahrhunderts – fort, ohne bis heute dahingehend kritisch hinterfragt zu werden, warum die ganze Welt eines besseren Lebens in einen einzigen Garten passen sollte.

Auch Voltaires Garten hat, wie der Garten Eden oder der Garten der Epikureer und ähnliche zeitlose Varianten eines humanistischen Paradies-Utopismus, nur wenig gesellschaftstheoretische Ähnlichkeit mit unserem Garten, der Keim-

25 *Voltaire, Über die Toleranz: Veranlasst durch die Hinrichtung des Johann Calas im Jahre 1762, 2019.*

zelle, und deren Kultur. Selbst in der zentralen Gemeinsamkeit beider Gärten, nämlich der keimzellbildenden Tatsache, dass solche Welten wirklich getan (gestaltet) und alltäglich kultiviert werden müssen, gibt es wenig Übereinstimmung: Letztlich hat der kleine

26 *Karl Jaspers, Die maßgebenden Menschen. Sokrates, Buddha, Konfuzius, Jesus, 2007.*

Patriarch von Ferney-Voltaire im alles entscheidenden Widerspruch zur eigenen Philosophie (zum Praxismus des *Candide*) nicht selbst gegärtnert, sondern dieses Kulturschaffen untergebenen anderen überlassen.

Bei Friedrich Nietzsche, einem profunden Kenner des Voltaireschen Wirkens, wiederholt sich dieser eklatante Selbstwiderspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Philosophie und Alltagskultur, obwohl gerade Nietzsche mehr noch als Voltaire wollte, dass ein Philosoph seine Lehren als gutes Beispiel in praxi vorleben müsse, um als »ein maßgebender Mensch« weltgeschichtlich wirksam werden zu können.²⁶

An seine Freunde gerichtet fragt der Experimentalphilosoph und Erfinder neuer Werte, Weisheiten und Welten: »Wo wollen wir unseren Garten Epikurs erneuern?« Und tatsächlich, der frühzeitig pensionierte Philosophieprofessor Nietzsche pachtet in seiner Heimatstadt Naumburg zu diesem Zweck eine Parzelle gegenüber dem Haus der Familie. In einem Brief an seine Mutter erklärt er: »Der Gemüsebau entspricht ganz meinem Wesen und ist auch eines zukünftigen ›Weisen‹ keineswegs unwürdig.« Doch bei diesen weisen Worten blieb es. Wirklich gegärtnert hat Nietzsche so wenig wie vor ihm Voltaire, Epikur oder Adam und Eva im Paradies. Warum nur?

Die Schönheit und die Drecksarbeit von Naturkultur

In der Praxis des Gärtnerns verwirklichen sich die Schönheit und die Drecksarbeit kultivierter Natur. In der Keimzelle wurde einige Stunden pro Woche umgegraben und angebaut, transformiert und gestaltet und dabei etwas allgemein Gutes gelebt und gepflegt. Anders als der epikureische Garten am Stadtrand von Athen oder Voltaires Garten in der dörflichen Peripherie von Genf existierte unser Garten in Sankt Pauli mitten in der Stadt Hamburg. Und anders als die Lebensgemeinschaft der Epikureer oder die gute Gesellschaft des aufgeklärten

27 *Herwig Pommeresche, Die Humussphäre. Ein Stoff oder ein System, 2004; Raoul H. Francé, Das Leben im Boden – Das Edophon. Untersuchungen zur Ökologie der bodenbewohnenden Mikroorganismen, 2012; Ute Scheub/ Stefan Schwarzer, Die Humusrevolution. Wie wir den Boden heilen, das Klima retten und die Ernährungswende schaffen, 2017.*

Patriarchen beschränkte sich das Tätigsein der Keimzellkultur darauf, dass an dem besagten Ort einige Leute regelmäßig zusammenkamen, um gemeinsam zu gärtnern und keimzellartige Kultur und Welt zu schaffen – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Diese bescheidene, umgrabend-transformierende Praxis arbeitet daran, dass menschliche und nicht-menschliche Lebewesen fähig sind, kulturelle Verpflichtungen eines möglichst guten Zusammenlebens einzugehen – eben aller in solchen Gärten vorkommenden Nachbarn, Touristen, Pflanzen, Tiere, Insekten, Pilze, bodenbewohnenden Mikroorganismen und unentdeckten Lebensformen der Humussphäre.²⁷

Weil diese abenteuerliche Transformation der Verhältnisse permanent kleine (horti-agri-sozio-) kulturelle Revolutionen braucht, erfordert sie unter anderem auch eine permakulturelle Gartenkunst in guter Gesellschaft mit urbanen Kompostist*innen und Keimzellen.

Solche stadtgärtnerisch tätigen Menschen tun auch nicht-menschlichen Gartenmitbewohner*innen Gutes. Aus Brennnesseln, Schachtelhalm, Knoblauch, Wermut und anderen Pflanzen lassen sich wirksame Mittel gegen Krankheiten und Schädlinge herstellen. Vorsorgliches Hegen wie Bodenpflege, Kompost, Mulchdecken und organisches Futter zur Düngung macht Pflanzen widerstandsfähig und fördert deren Wohlgedeihen. Unsere Mitbewohner*innen gut zu versorgen, heißt mitunter auch, ihnen Jauche, Brühen und Tees zu servieren. Mischkulturen und gute Nachbarschaften fördern ein anderes Wachstum und gutes Gedeihen.

Menschen, die in ihren Gärten mit-menschliche Lebensbedingungen schaffen, nutzen die bereitwillige Kooperation von aktiven Mithelfern-Pilze, Bakterien, Viren, Insekten und andere Tiere. Gärtnerische Kulturrevolutionäre können Schädlinge managen und sie zu Nützlingen machen, statt sie als ›Unkraut‹ zu bekämpfen. Ausreichende Ernten, die eine sich rasant fortpflanzende Weltbevölkerung zum Überleben braucht, sind nachhaltig und im Sinne einer Postwachstumsgesellschaft nur mit friedlichen Mitteln und Methoden zu erwirtschaften.²⁸ Tiefere Einsicht in das komplexe Zusammenleben der planetaren Kulturgemeinschaft befähigt panhumane Erdbewohner*innen dazu, auch ohne Krieg zu siegen.²⁹ Deshalb trifft für unseren Garten zu, was Donna Haraways pan-

28 *Vandana Shiva, Jenseits des Wachstums. Warum wir mit der Erde Frieden schließen müssen, 2014.*

29 *Zur gastroethischen Transformation des agrarindustriellen Kriegs gegen die Natur siehe: Harald Lemke, Food-Design und Kriegsgestaltung oder: Gulaschkanonen zu Hummushaubitzen!, in: ders., Szenarien der Ernährungswende. Gastroscopische Essays zur Transformation unserer Esskultur, 2018, S. 169–217.*

30 *Donna Haraway, Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän, 2018, S. 18.*

31 *Eine unvollständige Sammlung und Auflistung von Reflexionen und Debatten wurde auch an anderer Stelle schon begonnen, siehe: www.diekeimzelle.de/wissenschaftskunst/.*

humanistische Philosophie an zahllosen Orten und Zeitpunkten wahrnimmt: »Wahrnehmbare Keime der Möglichkeit für eine Multispezies-, Multizeitort-Rückgewinnung, bevor es zu spät ist.«³⁰

Und genau auf diese ebenso große wie sehr kleine Transformation des herkömmlichen Garten-Utopismus in einen keimzellartigen Praxisismus kommt es an, damit es ein nicht-nur-humanes Leben und zuletzt sogar die Annäherung an die beste aller möglichen Welten geben kann. Nur muss zum philosophisch richtigen Verständnis keimzellartiger Gärten und Praxen geklärt werden und sollte – gemessen an der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Garten Edens, des epikureischen oder des Voltaireschen Gartens – auch bekannt und reflektiert werden, wozu ein Garten wie die Keimzelle gut war und wieso es zu jedem beliebigen Zeitpunkt darauf ankommt, unseren Garten zu kultivieren.³¹







